

"Ich bin ein Niemand"

Von Marian Brehmer

BERLIN – Sepehr Nazari ist homosexuell und kommt aus dem Iran. Dort werden Schwule hingerichtet, wenn man sie entdeckt. Nazari suchte Zuflucht in Deutschland, stellte einen Asylantrag und lernte, dass er hier nicht willkommen ist.



Es dürfte ihn eigentlich gar nicht geben, diesen schmalen, jungen Mann, der Männer liebt. Weil im Iran, dem Land aus dem Sepehr Nazari stammt, Männer wie er nicht existieren. Zumindest meint das Mahmud Ahmadinedschad, der iranische Präsident. Als der 2007 bei einem Besuch an der New Yorker Columbia Universität nach Homosexualität im Iran gefragt wurde, zuckte er mit den Achseln. Er wisse nicht, wovon die Rede sei. Schwule gebe es vielleicht in Amerika, aber doch nicht im Iran.

Das Land, von dem Sepehr Nazari berichtet, scheint ein anderes zu sein. Er hatte im Iran viele Männer. Er erzählt von geheimen Szenetreffen und Schwulencafés, nennt fünf queere Onlinezeitungen. Für eine davon hat er selbst geschrieben. Auf einer internationalen Onlinekontaktbörse für Homosexuelle waren allein in seiner Heimatstadt Teheran Tausende Schwule online. Das seien mehr als in Berlin, sagt er.

Sepehr Nazari, 25 Jahre alt, würde gerne ein neues Leben ohne Angst beginnen. Aber so einfach ist das nicht.

Foto: Markus Wächter

Schwulsein ist im Iran lebensgefährlich. Der Artikel 110 der „Hadd-Strafen wegen Homosexualität“ lautet: „Die Hadd-Strafe für Homosexualität in der Form des Verkehrs ist die Todesstrafe. Die Tötungsart steht im Ermessen des Richters.“ Doch schon „wer einen anderen aus Wollust küsst, wird mit einer Tazir-Strafe von bis zu 60 Peitschenhieben bestraft.“ Seit 1979 sollen Angaben von iranischen Menschenrechtlern zufolge viertausend Homosexuelle hingerichtet worden sein. Sepehr Nazari hat im Frühjahr 2011 in Deutschland Asyl beantragt, er wohnt zurzeit in Dresden und kommt oft nach Berlin. Als Treffpunkt hat der 25-Jährige sein Lieblingscafé ausgesucht, mitten im Kreuzberger Reichenbergkiez in Berlin. In perfektem Englisch erzählt er seine Geschichte.

Zur Psychologin geschickt

Mit vierzehn wusste er, dass er schwul ist. Und irgendwann haben es auch seine Eltern erfahren. Weil einmal, als sein Freund zu Besuch war, Sepehrs Mutter ins Zimmer platzte. Sie sah ihren Sohn, eng umschlungen mit einem Mann. „Das ist unmoralisch! Ich wusste, dass du verdorben bist!“, kreischte sie. Der Freund floh aus der Wohnung. Sepehr Nazari schloss sich in der Dusche ein, bis der Vater ihn überredete, herauszukommen. Das sei doch nur eine Phase, die bald vorübergehen werde, sagte der Vater. Seitdem haben die beiden nie wieder ein Wort über seine Homosexualität gesprochen.

Homosexualität sei gegen die Natur, sie widerspreche Gottes Willen. Wie oft hat Nazari das gehört. Dabei sind seine Eltern gar nicht gläubig. Und letztlich geht es ihnen wohl auch gar nicht um Gott, sondern eher um die Familie, die Nachbarn und Freunde. Was sollen die denken? „Ich habe meine Mutter dann immer gefragt, was sie denn eigentlich denkt“, erzählt Sepehr Nazari. Eine Antwort hat er nie bekommen.

Stattdessen schickte seine Mutter ihn zur Psychologin. Einige Ärzte im Iran sind auf das „Krankheitsbild“ Homosexualität spezialisiert, manche verordnen Elektroschocks als Therapie. Sepehr Nazari hatte Glück. Die Dame untersuchte ihn und stellte viele Fragen. Das Ergebnis: Er habe eine starke Persönlichkeit. Mehr nicht.

Sepehr Nazari hatte nie Ärger mit der Polizei. In der Uni wusste keiner von seinem Schwulsein, er redete mit niemandem darüber. Ein Doppelleben? Er lacht. „Nein, ein Mehrfachleben. Ein Leben für die Uni, eins für die Arbeit, eins für Freunde, eins für enge Freunde und eins für die Familie.“

Einmal beschwerte sich Sepehr Nazari über einen Professor an der Universität, weil der die Sprachstudenten nur stundenlang Koranverse übersetzen ließ. Er schrieb einen Beschwerdebrief an den Dekan.

Kurz darauf bekam Sepehr Nazari einen Anruf vom Geheimdienst. Man wolle sich mit ihm treffen, um ein paar Dinge zu klären, hieß es. Über Freunde an der Universität erfuhr er, dass der Geheimdienst von seiner Homosexualität wusste. Im März, in den persischen Neujahrsferien, flog Nazari mit einem Schengenvisum in die Niederlande. Dort wollte er ein paar Freunde besuchen, die er vom Studentenaustausch kannte. Das Rückflugticket für den Iran war schon gebucht. Doch dann kam er nach Berlin, traf alte Freunde aus dem Deutschkurs. Sie redeten auf ihn ein, nicht in den Iran zurückzukehren. Erst da wurde ihm bewusst, dass es bei seiner Rückkehr tatsächlich gefährlich für ihn werden könnte.

Es wäre besser, es würde ihn nicht geben, den Asylsuchenden Sepehr. Das ist das Gefühl, das Sepehr Nazari seit über einem halben Jahr in Deutschland hat – das Gefühl vom Warten und Herumgeschobenwerden.

Auf seinen Asylantrag kurz nach Ostern folgte im Juni die Anhörung beim Amt. In der Anhörung müssen Neuankömmlinge die Gründe für ihren Asylantrag mündlich vortragen. Vorrang haben Bewerber, die gefoltert wurden oder aus politischen Gründen ihre Heimat verlassen mussten. Bei Homosexuellen sieht die Sache schon schwieriger aus. Sie gelten nicht als Härtefälle und können somit auch nicht mit einer schnellen Abwicklung des Asylgesuchs rechnen. Nicht einmal, wenn ihnen in der Heimat die Todesstrafe droht.

"Kriegsgebiet" in Chemnitz

Die erste Station von Sepehr Nazari hieß Chemnitz. „Das war Kriegsgebiet“, sagt Sepehr über die Zeit, die er in einem Übergangsheim in der sächsischen Stadt verbrachte. Als überfüllt und beengt beschreibt er das Heim. Es gab Einbrüche, Selbstmorde und einmal sogar eine Messerstecherei. Die Polizei wurde gerufen, aber die konnte meist nichts machen. Sozialarbeiter hat Sepehr nie zu Gesicht bekommen.

Dann wurde Sepehr ins Erzgebirge verlegt, in das Städtchen Schneeberg. Das Heim ist eine ehemalige Militärkaserne. „Hier brachte die Asylbehörde die pflegeleichten Ausländer unter, die keinen Ärger machten“, sagt Sepehr. Die Stimmung war gut. Die Bewohner halfen sich untereinander, feierten und tanzten des Nachts, trotz der widrigen Umstände.

Dreimal am Tag bekamen die Asylbewerber Brot mit Käse, mittags noch eine Suppe dazu. Das Brot wurde rationiert. Wenn die Heimbewohner nach mehr fragten, hieß es, es gebe für jeden nur zwei Scheiben. Aus Protest traten die Afghanen in einen Hungerstreik und randalierten in der Küche. „An so vielen Abenden bin ich hungrig zu Bett gegangen“, erzählt Sepehr. „Es waren übrigens auch schwangere Frauen dort, für die das bedrohlich war.“

Von Schneeberg im Erzgebirge ging es später nach Neustadt in der Sächsischen Schweiz. Dort wohnten die Asylbewerber in Containern. Einige der Bewohner waren schon seit Jahren hier. „Ein total verlassenes Dorf“, meint Sepehr. Nur alte Menschen auf den Straßen. Ständig wurde er angestarrt, im Supermarkt folgte ihm das Sicherheitspersonal. Die Vorstellung, an diesem Ort womöglich Monate verbringen zu müssen, quälte ihn. Die ersten drei Tage verließ er sein Zimmer nicht. In Iran hatte er studiert, Bücher übersetzt, war beschäftigt. Hier fühlte er sich unterfordert, intellektuell verkümmert. Die Langeweile zermürbte ihn langsam.

Werden Asylbewerber mit ungelöstem Asylstatus bewusst in die graue Provinz geschickt? Hier lassen sie sich vielleicht besser kontrollieren, hier können sie nichts anstellen. Und hier überlegen sie sich vielleicht noch einmal, ob sie wirklich in Deutschland bleiben wollen. Sepehr erzählt auch von Spaziergängen in der Natur, vom Kirschenklauen mit den Afghanen – Glücksmomente in einer tristen Umgebung.

Im August ging einer der Wohncontainer in Flammen auf. Die Asylbewerber wurden in eine Turnhalle verlegt und dann übergangsweise in andere Heime verfrachtet.

Die nächste Unterkunft sollte ihm vom Ausländeramt in Pirna zugeteilt werden. Dreihundert Menschen drängten sich dort stundenlang. „Es war das reine Chaos“, sagt Sepehr. Jeder wurde einzeln in ein Büro gerufen und bekam einen neuen Ort zugeteilt. Wer Pech hatte, musste wieder zurück nach Neustadt. So erging es einem Russen, den Sepehr aus dem letzten Heim kannte. Er war verzweifelt, hatte Schnaps getrunken und schmiss in seiner Wut den Bürocomputer aus dem Fenster. Die Polizei kam und Sepehr versuchte zu vermitteln. Er bemühte sich, den Beamten die Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit seines Freundes verständlich zu machen. Aber die sahen nur einen besoffenen Russen, der einen Computer aus dem Fenster geworfen hat

Manchmal fragt sich Sepehr, ob die Polizisten und die Beamten in den Ausländerbehörden und die Angestellten in den Heimen sich überhaupt vorstellen können, wie sich ein Asylbewerber in diesem Land fühlt. Wie traurig und einsam man hier sein kann, in diesem reichen, schönen Land.

Wenigstens Sepehr hatte Glück. Das Los schickte ihn in einen Vorort von Dresden, wo die Asylbewerber in einem Wohnblock untergebracht wurden. Die anderen Hausbewohner begegneten ihren neuen Nachbarn mit Argwohn. Niemand grüßte Sepehr zurück, wenn er Hallo sagte. Eines Tages hing ein Zettel von der Asylbehörde im Hauseingang. Weil er Deutsch versteht, konnte Sepehr die Botschaft lesen: Die Hausbewohner sollten bitte keine Angst haben, die Asylbewerber stünden unter der Beobachtung der Behörden.

Wann immer Sepehr sein Heim verlassen durfte, fuhr er nach Berlin. Dort wohnt Florian. Die beiden trafen sich über das Internet, verliebten sich und wurden ein Paar. Florian hat Sepehr dabei geholfen, mit den bürokratischen Tücken des Asylverfahrens umzugehen. Sie überlegen, ob sie heiraten sollen. Eine Heirat könnte die Sache einfacher machen. Nach drei Jahren Ehe könnte Sepehr sogar die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen. „Aber das ist nur ein kleiner Grund. Das wichtigste ist unsere Liebe und dass wir beide an einem Ort sein können“, sagt Sepehr.

Abschiebung in die Niederlande

Doch inzwischen soll Sepehr in die Niederlande abgeschoben werden. Da er mit einem niederländischen Visum nach Deutschland kam, ist formell das Nachbarland für seinen Fall zuständig.

Sepehr hat sich an die Unsicherheit gewöhnt. „Ich habe mein Selbstbewusstsein verloren. Hier bin ich offiziell ein Niemand“, sagt er traurig. Immer wenn er in Berlin neue Leute trifft und die Frage auftaucht – „Und ... Was machst du in Deutschland?“, fühlt er sich schlecht. „Ich weiß dann nicht was ich antworten soll“, sagt Sepehr. Dabei hat er studiert, spricht Englisch und auch die deutsche Sprache gut genug, um sich in allen Alltagsbereichen zu verständigen. Eigentlich genau das Musterbild eines Migranten, wie ihn sich die Bundesrepublik wünscht. Gut ausgebildet, jung, neugierig.

Aber darum geht es bei Asylverfahren nicht. Lediglich die Bedrohungssituation der Person ist entscheidend. Es geht darum, welches Schicksal dem Antragsteller droht, wenn er abgeschoben wird. Und wenn einer aus einem anderen EU-Land in Deutschland einreist, dann muss er laut Gesetz dorthin abgeschoben werden. Das ist keine Ausländerfeindlichkeit, sondern europäisches Asylrecht. Aber dass macht es nicht einfacher für Leute wie Sepehr Nazari, die am liebsten zu Hause geblieben wären. Die nur hier sind, weil sie in der Heimat um ihr Leben fürchten müssen.

Sepehr Nazari bereut es trotz aller Widrigkeiten nicht, nach Deutschland gekommen zu sein. Allein die Tatsache, dass er hier sein kann wie er ist, reicht ihm um sich wohlfühlen. Wenn seine Großmutter anruft und fragt, ob es ihm gut gehe, erzählt er ihr nichts von den Asylheimen, von den Schwierigkeiten. Er erzählt nur von der grünen Landschaft in Deutschland, der klaren Luft, dem Fernseher auf dem Zimmer. Seine Großmutter fängt dann immer an zu weinen. Weil sie ihn so vermisst.

Sepehr sieht wohl, dass es anderen viel schlechter geht als ihm. Von all denen, die er im Laufe der Zeit in den Heimen getroffen hat, haben die Afghanen die schwersten Schicksale, sagt er. Sie sind von den vielen Jahren des Krieges traumatisiert. Die meisten von ihnen haben aufreibende Fluchtwege hinter sich, haben sich über Land nach Europa schmuggeln lassen. Von den zweihundert Euro, die ein Asylbewerber vom deutschen Staat bekommt, sparen sich die Afghanen einen Großteil ab. Der geht an die daheimgebliebenen Familienmitglieder in Afghanistan. Von dem Geld, von dem Sepehr hier in Deutschland einigermaßen leben kann, ernähren die Afghanen gleichzeitig noch ihre Verwandten in der Heimat.

Manchmal unterstützt Sepehr die afghanischen Flüchtlinge, hilft auf den Ämtern bei der Übersetzung und kümmert sich darum, dass die Kinder eine Schule besuchen können. Er tut das nicht nur für die anderen, sondern auch für sich. Weil er sich dann endlich wieder gebraucht und nützlich vorkommt – ein Gefühl, das Sepehr Nazari schon fast vergessen hat.

Quelle: <http://www.berliner-zeitung.de/10808022,11376420.html>

<http://www.berliner-zeitung.de/gesellschaft/homosexualitaet--ich-bin-ein-niemand-,10808022,11376420.html>